

Von der Stipendiatin zur Hausärztin

Sächsische Fördermaßnahmen kommen in der Versorgung an

In der Hausarztpraxis von Dr. med. Cornelia Woitek in Wurzen begann Daniela Kamrath am 1. Juli 2016 ihre Weiterbildung „Allgemeinmedizin“. Beide kennen sich bereits gut, denn Daniela Kamrath war Teilnehmerin am Förderprogramm „Studienbeihilfe“ für künftige Hausärzte und seitdem über eine Patenschaft mit der Praxis verbunden. Mit der Förderung sollen Medizinstudierende früh an die hausärztliche Versorgung im ländlichen Raum gebunden werden. Das „Ärzteblatt Sachsen“ sprach mit beiden Ärztinnen über die Sinnhaftigkeit solcher Förderprogramme, über ihren Beruf und über die Zukunft.

Frau Kamrath, Sie haben gerade ihr Staatsexamen bestanden und beginnen heute die Facharztweiterbildung „Allgemeinmedizin“ bei Frau Dr. Woitek. Wie kam es dazu?

Frau Kamrath: Ich habe vor dem Medizinstudium acht Jahre als Kran-



Daniela Kamrath

© SLÄK

kenschwester auf der Frühgeborenen-Station am Leipziger Uniklinikum gearbeitet. Auch während des Studiums war ich dann noch für einige Stunden pro Woche dort tätig, so dass ich neben dem Bafög noch ein kleines Einkommen hatte. Das war wichtig, ich hatte ja damals schon Familie. Das zweite Kind kam nach dem Physikikum 2011. In dieser Zeit habe ich mich auch für die Allgemeinmedizin und das Förderprogramm „Studienbeihilfe“ entschieden. Und so geht es jetzt nach bestandenem Examen mit der Facharztweiterbildung los.

Wollten Sie schon immer Hausärztin werden? Was reizt Sie an der Tätigkeit?

Frau Kamrath: Die Entscheidung kam nach der Vorklinik. Ich wollte die Verbindung aus Pädiatrie und Erwachsenenmedizin. Die Allgemeinmedizin bietet dieses große Spektrum: vom Säugling bis zum Totenschein. Mehr geht eigentlich nicht. Außerdem war nach meiner Erfahrung am Uniklinikum klar, es soll in die Niederlassung gehen. Mittlerweile haben wir drei Kinder und ich bin mir sicher, die Arbeit in der Praxis ist die bessere Basis für ein gesundes Privatleben. Auch wenn das Pensum groß ist, die Arbeitszeiten sind geregelter und man hat selbst Einfluss auf den Grad der Verausgabung.

Hatten Sie während des Studiums schon hier in der Praxis von Frau Dr. Woitek zu tun?

Frau Kamrath: Ja, wie gesagt, nach dem Physikikum habe ich mich für die Teilnahme am Programm „Studienbeihilfe“ entschieden. Damit verbunden war nicht nur eine gestaffelte monatlichen Unterstützung von 300 bis 600 Euro, sondern auch die Patenschaft mit einer Hausarztpraxis, in der man mindestens einmal im Monat praktische Erfahrungen sam-

meln und die Patienten kennenlernen konnte. Da aufgrund der Ausgestaltung des Förderprogramms klar war, dass später die Tätigkeit außerhalb der Ballungszentren erfolgen soll, habe ich gleich nur „ländlichere“ Praxen in die engere Wahl gezogen. Und so bin ich schließlich bei Frau Dr. Woitek in Wurzen gelandet und bis jetzt sehr zufrieden damit.

Frau Dr. Woitek: Das hat wirklich gut gepasst. Meine Praxis war bereits Lehrpraxis für die Leipziger Uni und als man sich für das neue Förderprogramm als Patenpraxis melden konnte, habe ich das direkt gemacht. Als sich Frau Kamrath dann hier vorstellte, hatte ich gleich ein gutes Gefühl. Es muss ja auch „menscheln“ bei diesem Projekt, denn im besten Fall arbeitet man ja übers Studium hinaus zusammen. So wie in unserem Fall. Also eine gute Konstellation und ein gutes Förderprogramm. Meine Empfehlung an andere Praxen: nachmachen!

Frau Kamrath, was halten Sie von dem Förderprogramm?

Frau Kamrath: Für mich war es ideal. Dabei meine ich gar nicht so sehr den finanziellen Aspekt. Der frühe Kontakt zur hausärztlichen Praxis ist es, den man vielmehr ins Zentrum stellen sollte. Die Erfahrungen am Patienten hat man den anderen Kommilitonen voraus und sie lassen so manches Motivationstief im Studium überstehen. Ich kenne auch die Bedenken der Studierenden gegenüber der frühen Verpflichtung für die Richtung Allgemeinmedizin, inklusive der Angst vor der Rückzahlung eines hohen Betrages, wenn man sich am Ende doch anders entscheidet. Ich habe das für mich ganz einfach entschärft: durch Bafög und Nebenjob war ich finanziell eigentlich ganz gut gestellt. So konnte ich die monatlichen Zuschüsse auf ein Konto packen und hatte die Sicherheit, wenn irgendetwas meine Entscheidung umwirft, ist die Rückzahlung der Fördersumme kein Problem. Und wenn alles weiter gut läuft, habe ich beim Start in die eigene Praxis eine hübsche Summe zur Verfügung, die ich zum Beispiel in ein neues Sono-Gerät stecken kann.

Diese Strategie entspannt die ganze Sache wirklich.

Die Studienbeihilfe wurde 2013 vom Programm „Ausbildungsbeihilfe“ abgelöst. Jetzt gibt es 1.000 Euro pro Monat ab dem ersten Semester. Die Verpflichtungen – nach dem Studium die Weiterbildung „Allgemeinmedizin“ und dann die hausärztliche Tätigkeit außerhalb der Großstädte – bleiben sich gleich. Was denken Sie über das neue Programm?

Frau Kamrath: Wenn es tatsächlich so ist, dass man sich nur im ersten Semester dafür entscheiden kann, halte ich das für falsch. Für die meisten kommt das Interesse an einem bestimmten Fachgebiet erst nach einigen Semestern. Da würde ich eine Lockerung des Zugangs empfehlen. Der positive Aspekt, den ich schon angedeutet habe, bleibt aber bestehen und überwiegt weiterhin. Nämlich der Kontakt mit der Patenpraxis, der mit dem neuen Programm sogar noch verstärkt wird und der bei früherem Beginn auch eine gute Motivation für das enorme Lernpensum fürs Physikikum sein kann.

Frau Kamrath, heute war sozusagen Ihr erster Tag als Ärztin in der Praxis. Wie verlief der und ist

es nicht eher ungewöhnlich, dass die Facharzt-Weiterbildung im ambulanten Bereich startet?

Frau Kamrath: Der erste Tag war ruhig und relativ entspannt. Jetzt macht es sich bezahlt, dass ich die Abläufe in der Praxis schon so gut kenne und bei ganz vielen Behandlungssituationen dabei war. Und ja, unsere Herangehensweise an den Aufbau der Weiterbildung unterscheidet sich vom Standard. Frau Dr. Woitek hat da eine eigene Philosophie, die ich sehr gern unterstütze.

Frau Dr. Woitek: Das stimmt. Ich bin überzeugt, dass es im Interesse des Weiterzubildenden ist, wenn er zunächst die Sicherheit und das Selbstvertrauen in der Praxis erhält, um dann gestärkt in die Krankenhausabschnitte zu gehen. Ich habe vielfach erlebt, dass die enormen Anforderungen an einen jungen Mediziner, der neu auf eine Station kommt, diesen eher demotivieren und noch stärker verunsichern. Ich denke, mit unserer Strategie ist beiden Seiten geholfen.

Martin Kandzia M.A.
Presse und Öffentlichkeitsarbeit